



Hier ist das Ansprechen nicht schwer / Phot. R. Hoffer

Geltreh oder führende Geiß?

HEINRICH SINDEL

Jeder Monat bringt Erwartungen, Hoffnungen und Vorstellungen. Gleichgültig, ob dabei Bilder vergangener Erlebnisse erwachen oder Zukunftswünsche sich regen – ein gewisser Gedanke, eine bestimmte Erwartung verknüpft sich mit jedem der zwölf Jahresabschnitte. Doch nur zu selten erfüllen sich solche bewußt oder verborgen tief im Innern gesetzte Monatsbilder. Die Natur scheint diese Klischeevorstellungen zu hassen, hat es den Anschein. Vielleicht liegt's aber auch nur am Menschen, der alles in die Zwangsjacke des Gesetzmäßigen, des Faßbaren, des Berechenbaren pressen will. Ich selbst mache keine Ausnahme.

Für mich ist Wilhelm Raabes „Odfeld“ das Bild für den November. In den letzten Oktobertagen, wenn die ersten Waldtreibjagden gerade vorüber sind, hole ich mir das schmale Bändchen vom Bücherbrett, lege Edvard Griegs „Peer Gynt“ auf und lese. Eine wohltemperierte Flasche mit rotem Wein stützt den Geist beim gleichzeitigen Beschwören von Bildern der Vergangenheit und Visionen der Zukunft, zum Nachgenießen und Pläneschmieden dann noch die kurze Pfeife mit dem zwar nicht sonderlich edlen, meinem jugendlichen Geldbeutel aber desto angemessenerem Inhalt.

Ein Erlebnis, das mich lange beschäftigte, sei erzählt. Es ist für mich ziemlich bitter gewesen, vor allem deshalb, weil ich meiner Sache so sicher war und es an keiner Vorsichtsmaßregel hatte fehlen lassen, wie ich mir einbildete.

An einem treibjagdfreien Wochenende wollte ich mich dem Rehwild widmen, denn der festgesetzte Abschub war noch nicht erfüllt. Verschiedener Umstände wegen hatte es im September und Oktober nicht richtig geklappt. Dazwischen lag die Hühnerjagd, und dann ging's auf Hasen; ein paar mal

war ich am Dachsbau gewesen. Mehrfach war ich aus anderen Gründen verhindert, und so kam ich dummerweise mit den Geißen ziemlich in Verlegenheit. Leider wird es im Spätherbst sehr zeitig dunkel, und außerdem erschwerte das diesige Nebelwetter die Sicht. Die Begleitumstände waren also sehr ungünstig, die Zeit drängte, aber ich hatte mir vorgenommen, im Zweifelsfall zu schonen. Wenn ein Kitz falsch abgeschossen ist, bedeutet das nicht so viel, auch bei den Böcken läßt sich ein Fehlabschuß verschmerzen, aber bei den Geißen, die meist führen, heißt es sehr vorsichtig zu sein.

Wir hatten in jenem Jahr an verschiedenen Stellen des großen Reviers nichtführende Geißen stehen. Die als stark erachteten Rücken sollten geschont werden, während drei ihrem ganzen Gebäude nach möglicherweise wegen Alter oder Krankheit gelt gehen konnten. Eine war gleich Anfang September zusammen mit einem starken Bock als Dublette zur Strecke gekommen. Die anderen beiden waren nicht mehr gesehen worden.

Wir haben einen erfreulich hohen (von der Wissenschaft jedoch in Frage gestellten) Bestand an Rehwild. Der Biotop ist günstig; engwinkeliges Wald- und Bauernland, gute Äsung. Praktisch in jedem Revierteil bestand Aussicht auf Anblick und Beute. Die Entscheidung, was tun und was lassen, fiel mir schwer. Die meiste Hoffnung bot der Revierteil Taubenschlag, so schloß ich schließlich. Der Hund mußte diesmal zu Hause bleiben, denn bei dem unstillen Wind war ich auf die Höhe meines Hochsitzes angewiesen. Zwar sagt ein alter Jägerspruch: „Wenn der Wind jagt, soll der Jäger zu Hause bleiben“, aber der Schöpfer dieser durchaus richtigen Erkenntnis lebte wohl in einer Zeit, in der er sich's einteilen konnte,

wann er hinausgehen wollte. Sehr wahrscheinlich entschied er sich zur Jagd kurzfristig immer dann, wenn das Wetter paßte. Mir aber ist das wie vielen anderen beruflich gebundenen Jägern nicht möglich – wir leben nun einmal nur noch sehr wenig im Gleichklang mit der Natur.

Allen schlechten Erwartungen zum Trotz machte ich mich auf den Weg. Natürlich wäre es nicht das erste Stück Rehwild, das im Herbststurm die Wälder für immer verläßt. Gut ist sie aber nicht, diese „Windjagerei“. Wenn man das Wild auch nicht sichtbar stört, so windet es einen doch immer und überall und wird unsteter und heimlicher, falls man's zu oft so treibt.

Das Taubenschlägla, wie es hierzulande ausgesprochen wird, ist ein stumpfes Seitental des Ransbacher Tales. Beide Täler – Winkel ist der treffendere Ausdruck – sind von bewaldeten Höhen eingerahmt. Der Ransbach schlängelt sich in unzähligen Windungen, stellenweise von Pappeln, Erlen und Eschen gesäumt, hinunter in das breitere Haupttal der Sulzach; die fließt weiter zur Wörnitz und diese wiederum in die Donau. Das Taubenschlägla besteht bis auf einen kleinen Ackerstreifen auf der rechten Seite des Baches aus Wiesen. Es ist trotz Hanglage ziemlich feucht in dem Winkel. Deshalb zieht das Wild auch nur zur wärmeren Jahreszeit dort hinaus zur Äsung. Im Winter stehen die Rehe auf der sonnseitigen Höhe und meiden den Nordhang. Solange allerdings kein Schnee fällt, bleiben sie dem Sommereinstand treu.

Mit Büchse, Rucksack und Fernglas radelte ich (Jagdschein ging vor Führerschein) aus der Kreisstadt das Sulzachtal hinauf ins Revier. Am Dorfrand – den Tälern ist ein kleines Dorf vorgelagert – stellte ich mein Fahrzeug an der ehemaligen Viehwaage ab und marschierte durch den diesigen Nebeltag meinem Hochsitz zu. Die gegenüberliegende Talseite war eingesponnen in das milchige Weiß; der Waldrand hob sich nur schwach gegen die fahlen Wiesen ab. Kahles Feld, schemenhafte Schatten der Bäume am Bach, Häher im entblätterten Apfelbaum, dann merkwürdige Stille wie sonst nur zur Nacht.

Es würde nicht leicht werden, in diesem diesigen Licht sauber anzusprechen. Aber hinten im Tal war dann der Nebel doch nicht so dicht. Einen Büchenschuß rundum reichte die Sicht zum Ansprechen. Die Dämmerung könnte die Konturen zwar schnell verwischen, aber ich hoffte, daß das Wild früher zur Äsung austreten würde.

Tatsächlich hatte ich kaum den in eine krummwüchsige Fichte gebauten Hochsitz bestiegen, als am gegenüberliegenden Waldrand ein Stück Rehwild erschien. Leider ließ der Nebel ein genaues Ansprechen nicht zu. Hin und wieder an einer den Waldrand säumenden Hecke rufend, zog es in Richtung Dorf.

Täuschte ich mich? Das waren doch Schafe! Wirklich löste sich vom Dorfrand eine grau-weiße Masse und zog die Hut herauf. Die Hut – der Name kommt von hüten – ist ein dorfeigenes, meist ungepflegtes Stück Weideland. Der Schäfer erwirbt zu einem geringen Entgelt das Recht, seine Schafe dorthin zu treiben. Übrigens eignen sich diese Ödlandflächen besonders gut zur Anlage von Wildäckern, da sie sich in der Regel entlang der Waldränder erstrecken. Aber auch das darauf wachsende Heidekraut bietet dem Wild gute Äsung.

Wenn der Schäfer zügig durchtriebe, soll's mir recht sein. Aber bis er seine Herde unter lauten Rufen bis zum Schaftrieb (so heißt sinnigerweise der den Wald durchquerende Weg) gebracht hatte, verging kostbare Zeit. Zwar würde sich das Rehwild im hintersten Winkel nicht stören lassen, aber aus dem der Hut zugewandten Waldstück war vor Einbruch der Dämmerung nicht mehr viel zu erwarten.

Noch mit den Gedanken beim Schäfer, sah ich links vom Hochsitz zwei Stück Rehwild austreten. Eins war ein starkstängiger und grobgeperlter Gabelbock. Daß er seinen Kopfschmuck noch trug, bestätigte meine Altersschätzung von drei bis vier Jahren. Er hatte keine besonders ebenmäßigen, aber desto massigere Stangen. Das zweite Stück war eine Geiß. Der lange, schmale und „ausgetrocknet“ erscheinende Schädel und seine grau-weiße Farbe wollten nicht zu der zierlichen Gestalt passen. Der Hals war dünn, aber nicht im Sinne einer überalterten Geiß dürr. Der übrige Wildkörper erschien weder eckig noch

eingefallen. Was war's? Eine im Körperbau geringe, aber nicht altersschwach wirkende Geiß oder ein Schmalreh mit anomal gefärbtem Gesicht?

Daß es eine führende Geiß sein sollte, glaubte ich nicht. Ich hatte schon in meiner jagdscheinlosen Lehrzeit festgestellt, daß im Herbst die nichtführende Geiß zusammen mit einem Bock zieht. Dies ist keine Regel, aber eine ziemlich häufige Erscheinung. An sich war es gleich, ob ich nun das Reh als einzelngehende Altgeiß oder als Schmalreh schoß.

Ich wollte aber lieber noch etwas warten: Vielleicht stand ein Kitz in der Nähe, oder ich konnte, wenn das Reh sich günstig stellte, ein Gesäuge erkennen oder das Fehlen feststellen. Das Büchsenlicht reichte noch für eine Viertelstunde. Die Geiß tat mir aber nicht den Gefallen, sich zu drehen. Sie stand halbspitz und äste sich kaum vom Fleck.

Schließlich war ich mir sicher: Kitz hatte sie keines, im Wildpret war sie schwach, also sicher kein Fehlabschuß. Da lenkte ein weiteres Stück Rehwild meine Aufmerksamkeit auf sich. Vielleicht doch ein Kitz? Nein, ein geringer älterer Abschußbock. Im Sommer hatte ich diesem einstängigen Alten mehrere Wochen nachgestellt und ihn nur einmal zu Gesicht bekommen. Jetzt stellte er sich breit auf neunzig Gänge in die Wiese. Immerhin wußte ich nun, daß er noch lebte. Nächstes Jahr, so Huberti will ...

Als ich mich wieder der Geiß zuwandte, hatte sie sich gedreht und zeigte den Spiegel. Läßt man ein weibliches Wesen auch nur einen Augenblick aus den Augen und schenkt ihm nicht die volle Aufmerksamkeit, gleich tut es beleidigt ... Leider konnte ich nicht erkennen, ob sie ein Gesäuge hatte, der immer dichter werdende Nebel nahm das letzte Licht. Außerdem, wie hätte ich so spitz von hinten schießen sollen. Für heute war's zu spät. Morgen würde ich wiederkommen und dann, wenn sie wieder kein Kitz führte, gäbe es kein Zögern mehr. Ich baumte ab. Es gelang mir sogar, diesen sonst kaum unbemerkt zu verlassenden Hochsitz ohne großes Schreckkonzert hinter mich zu bringen. Der den ganzen Tag über unstete Wind stand wenigstens in diesem Augenblick richtig.

Zufrieden und in der Hoffnung auf kommendes Waidmannsheil ging ich zu meinem Fahrrad. Man kann mir vom Auto viele Vorteile erzählen – die nächtliche beschauliche Heimfahrt, das Nachgenießen des Beobachteten, das Erlebnis der dunklen, vom Nebel eigenartig erhellten Spätherbstnacht mit dem Ächzen des Windes in den kahlen Ästen der Erlen am Bach schenken mir keine Autofahrt. Goethes Erlkönig mit Kron' und Schweif begleitet den einsam auf nachts stiller Straße dahinfahrenden Jäger. Sagengestalten des Wilden Jägers, Lützows verwegene Jagd, die fränkischen Schergen, sie alle leben auf für Augenblicke hinter nebelumflorten Büschen im Wiesengrund. Schwarz und still liegen die Bauernhöfe am Weg, und nur hin und wieder dringt ein schwacher Lichtschein aus den kleinen balkenverkreuzten Fensterscheiben. Der Hofhund schlägt an, eine Katze huscht über die Dorfstraße. Herber Geruch von Mist, Stalltüren werden zugeschlagen, ein paar Stimmen hinter der nebligen Wand.

Wie kurz, flach, schal gehetzt ist demgegenüber eine Autofahrt! Aber wie lange noch, und ich muß auch das Auto benutzen, weil keine Zeit mehr bleibt für das zeitraubende Hin- und Radauern ins Revier.

Am darauffolgenden Nachmittag saß ich wieder auf dem Hochsitz im Taubenschlägla. Der Nebel behinderte die Sicht bei weitem nicht so stark wie am Vortag. Wohl war es noch diesig und der Himmel bedeckt, aber zum Ansprechen, auch auf weitere Entfernung, genügte das Licht. Der Schäfer hütete hoffentlich im anderen Tal.

Zuerst tat sich eine geschlagene Stunde gar nichts. Endlich hoppelte ein Hase aus dem Waldschatten, und gleich darauf kam von rechts, wo anderntags der Schäfer vorbeigetrieben hatte, ein Reh. Eine Geiß war's. Neben ihr standen kurz darauf zwei Kitze. Wie so oft, wenn sich längere Zeit nichts gerührt hat, ging es jetzt „Schlag auf Schlag“. Dem Dreigespann gesellte sich ein mittelmäßig veranlagter Sechserbock zu. Auch am Waldrand gegenüber traten Rehe aus, ich konnte nicht genau erkennen, was es für Stücke waren.

Noch eine halbe Stunde verblieb mir. Plötzlich traten zuerst der starke Gabelbock und dann auch die gesuchte Geiß auf die



Ricke im Winterkleid mit doppeltem Halsfleck / Phot. Anton Kaiser

Wiese aus. Auf knapp achtzig Gänge könnte ich ihr die Kugel antragen, aber ich zögerte noch. Über das Alter wurde ich mir wieder nicht schlüssig, neigte aber zu der Annahme, eine Altgeiß vor mir zu haben. Hätte ich wenigstens vom Gesäuge etwas erkennen oder sicher feststellen können, daß sie keins hat. Nach endlosem Sichern, was für ein altes Stück sprach, zeigte sie mir endlich den Spiegel: vom Gesäuge keine Spur! Ein Kitz war immer noch nicht nachgefolgt. Ich wartete und wartete, denn noch reichte das Licht. Die Geiß wendete zum freien Feld und stand breit. Wenn sie ein Kitz hätte, wäre das sicher inzwischen aufgetaucht. Der Waldrand blieb jedoch leer, bis auf den Bock.

Am Bach brauten die Nebel allmählich dichter. Die Dämmerung kroch durchs Gezweig und senkte sich über das Feld. Ich mußte mich nun entscheiden. Nach all dem Gesehenen entschloß ich mich guten Gewissens zum Schuß. Als die geblendeten Augen sich wieder erholt hatten, sah ich durch das Glas den dunklen Wildkörper im herbstlich kurzen Gras. Am Waldrand verhoffte der Bock, und bei ihm stand – das konnte doch nicht sein, ich mußte mich täuschen! – ein Kitz. Hastig griff ich erneut zur Repetierbüchse, fand aber beim Zielen im ersten Augenblick gegen den dunklen Hintergrund keinen Wildkörper. Als ich endlich den verschwommenen Schatten eines Rehs im Absehn hatte, wußte ich nicht, war's der Bock oder das Kitz. Auf der Wiese herrschte ausreichendes Licht, aber im Waldwinkel war kein Abkommen mehr. Einen doppelten Fehler riskieren? Nein!

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Am Vortag sah ich die Geiß ohne Kitz, nun erneut. Sie stand bei einem Bock, schien kein Gesäuge zu haben und... Trotzdem hätte ich warten sollen – können – müssen! Aber warum eigentlich? Alle Anzeichen sprachen gegen ein Kitz. Ich konnte mit bestem Gewissen handeln, hatte weder hastig noch übereilt oder leichtfertig geschossen. Gewartet hatte ich, bis es nach menschlichem Ermessen feststand, daß dieses Reh keine führende Geiß war.

Warum – darüber grübelte ich lange nach – stand das Kitz nicht bei der Geiß? Warum traten sie an den zwei Abenden nicht gleichzeitig aus? Ich konnte mir das nicht erklären, es paßte nicht zusammen. Lag's allein an meiner Unerfahrenheit? Nein, sicher nicht, obwohl auch sie mit im Spiele war. Alles war zusammengetroffen: verspäteter Geißenabschuß, Nebel, frühe Nacht, dürre Geiß (sie wog aufgebrochen kaum 25 Pfund), die zweimal allein kam, frühzeitig zurückgebildetes Gesäuge, vielleicht noch dazu ein „störrißches“ oder ungewöhnlich selbständiges Kitz und meine, was die Entscheidung zum Schuß anbetraf, geringe Erfahrung.

Wie ich beim Aufbrechen feststellen konnte, waren die Zähne völlig abgeschliffen, und das Gewicht blieb, wie schon erwähnt, weit unter dem Durchschnitt. Wäre die Geiß mit ihrem Kitz ausgetreten, hätte ich auch geschossen, nur daß ich dann das Kitz gleichzeitig erlegt hätte. So irrte es nun im Wald umher, fand vielleicht zur Fütterung, kam vielleicht durch den Winter und würde im darauffolgenden Jahr ein Knopfbock oder ein kümmerndes Schmalreh sein – wenn ich es nicht mehr bekommen sollte. Gleich am nächsten Abend würde ich mich natürlich erneut ansetzen.

Am Montag lag wieder ein feiner Nebel über dem Land, der sich in den Niederungen allmählich zu dichten Schwaden zusammenzog. Hoffnung hatte ich – offengestanden – sehr wenig, und als ich zu dieser Wiesenecke ging, geschah das mehr, um das eigene Gewissen zu beruhigen. Wieso sollte das Kitz gerade an diesem Abend zur rechten Stunde erscheinen? Ich war ziemlich spät dran, eine knappe Stunde Büchsenlicht verblieb mir nur. Wie an den Abenden vorher traten auf der anderen Talseite die beiden Rehe aus, Meister Lampe hoppelte aus dem Wald. Schließlich erschien auch der starke Gabelbock – und mit dem Gabelbock zog das Kitz.

Zum zweiten Male zweifelte ich an meinen Augen, ich mochte dem Glück nicht trauen. Gemeinsam ästen sie den Waldrand entlang. Da gab es kein Zögern mehr!